

Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch

Band: - (2005)

Artikel: Schüler sein um 1900

Autor: Brändle, Fabian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-882831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schüler sein um 1900

Fabian Brändle

Das Toggenburg gilt als eine Region mit einer ausgeprägten Schriftkultur. Schon vor 1800, im Ancien Régime, lasen viele Protestanten die Bibel, Grossbauern schrieben Rechnungsbücher, und so mancher Toggenburger verfasste gar eine Autobiographie, ein Tagebuch, eine Chronik. 1681 fand in Lichtensteig eine Bücherverbrennung statt, staatsfeindliche, antifürst-äbtische Literatur war kursiert. Knapp hundert Jahre später, 1776, bot ein württembergischer Kolporteur auf dem Hemberger Kirchenplatz verschiedene verbotene Schriften feil. Die Bücherkiste wurde konfisziert, doch die Einheimischen verteidigten den fliegenden Händler. Prächtige Hausbibeln wurden von Generation zu Generation weitergereicht, mit persönlichen Einträgen versehen. Eine Blütezeit erlebten kalligraphische Probeschriften, Zeugnisse davon sind noch heute zu bewundern. Ulrich Bräker ist das bekannteste Beispiel für eine populäre Schriftlichkeit, die weit über den alltäglichen Gebrauch hinausging.¹

Andererseits war das Schulwesen noch wenig ausgebaut. Um Lehrmittel und Didaktik war es schlecht bestellt, der Lehrer wurde schlecht bezahlt. Im Dorf oft Aussenseiter, hatte er sein Zubrot anderweitig zu verdienen. Die meisten Schülerinnen und Schüler lernten nur rudimentär rechnen, lesen und schreiben, Kinderarbeit verhinderte zudem den regelmässigen Schulbesuch. Im Sommer wurde jede Hand in der Landwirtschaft gebraucht, im Winter hatten die Kinder ärmerer Eltern im Webkeller zu helfen. Wer wirklich schreiben wollte, hatte dies im Eigenstudium zu erlernen. Die Erfahrung, die ein talentierter Toggenburger, der in den 1770er Jahren zur Schule ging, im Jahre 1816 zu Papier brachte, war mehr Regel als Ausnahme: «Nach dem zwölften Jahr konnte ich Buchstaben und Wörter mahlen, auch Briefe lesen, so gut beynahe als der Schulmeister, [...] aber weder einen Brief kopieren, viel weniger einen aufsetzen; doch jetzt war für mich in dieser Schule nichts mehr zu thun.»² Zwar waren die Helvetik (1798–1803) und, wenn auch weniger, die



Burkhard Mangold, Illustration aus: «Frühlicht» 2. Bändchen: Die Alten und die Jungen. Gratisexemplar für die St. Galler Jugend, um 1906. Auch die nächste Abbildung ist von Mangold und entstammt demselben Lesebüchlein.

Mediation (1803–1815) Phasen, während deren Schulreformen zwar geplant, aber kaum umgesetzt wurden. Denn es fehlte einerseits an Geld, andererseits an der Akzeptanz, wurden doch die beiden Verfassungen gemeinhin als das Machwerk Fremder angesehen. So erstaunt es nicht, wenn der spätere Lichtensteiger Notar Josef Felix Würth, der ab 1808 die katholische Primarschule im «Städtli» besuchte, Zustände beschreibt, die an das Ancien Régime gemahnen: «Die höchste Stufe der Primarschule ward erreicht, wenn ein Schüler von fremder Hand geschriebenes Zeug fertig lesen konnte. Zu dem Ende wurden häufig Briefe von Kaufleuten, Krämern usw. als Bildungsmaterial verwendet. Wer solche Briefe fertig vom Blatt weg lesen konnte, von diesem wurde gesagt, er habe die höchste Stufe erreicht und könne nicht weiter vorwärts gebracht werden.»³

Die Liberalen des 19. Jahrhunderts schrieben bekanntlich Bildung auf ihre Fahnen, der Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi war ihr Idol, dessen Porträt in so manch gutbürgerlicher Stube hing. Erst gebildete Menschen seien fähig zur Demokratie, nur sie seien in der Lage, die selbst verschuldete Unmündigkeit abzulegen. Im Kanton St. Gallen gelangten die Liberalen 1830 an die Macht, ihre ambitionären Bildungsprogramme droh-

ten jedoch an der notorisch leeren Staatskasse zu scheitern sowie am Widerstand der religiösen ländlichen Bevölkerung, die glaubte, ein Zuviel an Wissen treibe die Jungen in die Arme des Atheismus. Ein Rechnungsbuch führen, einen Brief aufsetzen, gut, aber Geschichte, Geographie, Literatur, wozu sollte das nur gut sein? Noch war die Analphabetenquote sehr hoch, bei den Katholiken wohl höher als bei den bibellesenden Protestant, bei den Armen höher als bei den Hablichen, bei den Frauen höher als bei den Männern.

Der Fortschritt, dem sich die Liberalen auf allen Ebenen verpflichtet fühlten, setzte sich trotzdem durch, wenn auch langsamer als geplant. Die 1820er Jahre brachten eine Politisierung, demokratische Kräfte regten sich allüberall gegen das restaurierte Regime.⁴ Pfarrer Johann Heinrich Weber hielt 1825 in der «Toggenburgischen Gesellschaft» einen optimistischen Vortrag: «Die Liebe zur Lektüre nimmt täglich zu. In Berg und Thal, in Häusern und Hütten treffen wir neben der Bibel oft Romane, Schauspiele, Allmanache in Octave und Duodez. Denn außer unserer moralischen Bibliothek, sorgen 2 trefflich geleitete Lesezirkel, 2 Buchdruckereyen und Buchhandlungen, 2 politische und mehrere periodische Blätter und 2 Leihbibliotheken für Stillung des rege gewordenen geistigen Hungers und Durstes.»⁵ Bücher würden an Markttagen feilgeboten oder von Hausierern über alle Tobel und Berge getragen. Während der politisch turbulenten 1830er Jahre erschien eine Vielzahl von Flugblättern und Zeitungen, Petitionen mussten gelesen und unterschrieben werden. Wer etwas auf sich hielt, las, es fanden sich jedoch Vorleser genug, beispielsweise in Wirtshäusern, den Zentren mündlicher Kommunikation. Bildung beruhte offensichtlich noch auf Autodidaxe. Später erhitzten Sonderbund, Bistumsstreit und schliesslich die Revision der Bundesverfassung Gemüter und Druckerpressen. Ab 1830 verbesserten der Schreibleseunterricht⁶ sowie die Schiefertafel die Qualität des Unterrichts. Die «alte Schule» verschwand allmählich. Dort waren zwei bis vier Jahre notwendig gewesen, ehe ein Kind lesen lernen konnte.

Lehrer besuchten nun eigene Seminare, waren besser bezahlt als früher und entwickelten sich zu respektierten Männern. Das kantonale Lehrerseminar dislozierte 1864 von St. Gallen nach Rorschach Mariaberg, wo die Qualität der Lehre spürbar stieg. Fabrikanten sorgten für eigene Schulen, um ihre kindlichen Arbeiter auszubilden. Bereits 1838 hatte der Grosse Rat in der «Schulordnung für den katholischen Konfessionsteil» verfügt, dass jede Fabrik eine Primar- und Ergänzungsschule zu führen

habe. Die Fabrikschulen wurden jedoch miserabel geführt, Untersuchungen brachten gar skandalöse Zustände zutage. Gift verseuche die Klassenzimmer, hiess es da, die Arbeitsbeschränkungen würden nicht eingehalten, hiess es dort. Nachdem mehrere Neuordnungen der Fabrikschulen an der Ausführung gescheitert waren, verbot das eidgenössische Fabrikgesetz von 1878 allen unter 14-Jährigen die Fabrikarbeit gänzlich.⁷

Tatsächlich geschah 1870 bis 1900 Entscheidendes: Lehrpläne wurden verfeinert, die Ausbildungsziele der Entwicklung des Kindes angepasst, wie es die wissenschaftliche Pädagogik einforderte. Der obligatorische Schulbesuch (ab 1878 bis 14 Jahre) wurde länger, Absenzen wurden unnachsichtiger verfolgt als früher. Schliesslich entstanden verschiedene Spezialschulen. Im sich rasch industrialisierenden Dietfurt besuchten im Jahre 1863 22 Kinder die katholische und 10 die reformierte Schule in Loretto. Im Jahre 1877 zählte das Dorf bereits 133 Schüler. Bütschwil führte ab 1886 eine vor- und eine nachmittägige Abteilung, 1890 wurde dort eine Mittelschule (entspricht unserer Sekundarschule) eröffnet, 1897 entstand im ehemaligen Hof des «Weissen Hauses» ein neues Schulhaus. Und 1908 trat mit Marie Schöbi die erste Lehrerin ihren Dienst an.⁸ In Degersheim betrug 1884 die Schülerzahl des reformierten Konfessionsteils 242, was die Einstellung einer vierten Lehrkraft für Haupt- und Ergänzungsschule zur Folge hatte. 1886 beschloss der Schulrat nach langen Diskussionen die Gratisabgabe von Schulmaterial, ein Jahr später richtete die Donnerstags-Gesellschaft eine «Kleinkinder-Schule» ein, einen der ersten Kindergarten des Kantons. Der Turnhallenbau, schon 1908 traktandiert, wurde jedoch mehrmals vertagt, erst 1940 wurde er verwirklicht. 1905 trug man den wachsenden Schülerzahlen Rechnung und erbaute das komfortable Schulhaus Sennrütli für rund 200 000 Franken. Klassengrössen von 60 Schülerinnen und Schülern waren gleichwohl keine Seltenheit. Und auch die Absenzen hielten an: 1881 konstatierte die reformierte Schule nicht weniger als 3653 entschuldigte und 534 unentschuldigte Absenzen, verteilt auf 247 Kinder.⁹ Diese hohe Zahl ist auf die vielen Sticker- und Weberfamilien zurückzuführen, die die Kinder als unentbehrliche Arbeitskräfte benötigten, um mehr schlecht als recht über die Runden zu kommen. Die Absenzenzahlen nahmen in dem Masse ab, als die Sanktionen gegen Eltern und Kinder erhöht wurden und die Löhne in der Textilbranche stiegen, was bis zum Ersten Weltkrieg der Fall war. Und schliesslich sollten es die Kinder einmal besser haben als die Eltern, ein Impetus, der noch heute Emi-

granten dazu antreibt, unablässig Toiletten zu reinigen oder um vier Uhr morgens zum Gemüsemarkt zu fahren.

Wattwil erhielt bereits 1888 eine Gewerbliche Berufsschule und mauserte sich allmählich zum regionalen Bildungszentrum, das es bis zum heutigen Zeitpunkt ist. Uzwil doppelte 1892 mit einer Gewerblichen Berufsschule nach, 1899 folgte eine Kaufmännische Berufsschule.¹⁰ Die Nesslauer, um noch ein Beispiel zu nennen, erbauten 1861 ein doppeltes Schulhaus, 1890 zudem ein neues Gebäude an der Landstrasse für die Realschule. Auch die im Obertoggenburg so typischen bevölkerungsreichen Außenbezirke erhielten grosszügig bemessene eigene Schulen: So bekam Schlatt um 1840 ein Schulhaus, und 1877 wurde die Schule Laad neu gebaut.¹¹ Somit entfiel für die meisten Schüler der lange Schulweg, der bei schlechter Witterung oder hohem Schnee plausibler Absenzengrund war.

Wichtiger als die veränderten institutionellen Rahmenbedingungen war jedoch die Revolution in den Köpfen. Die liberale Bildungspropaganda hatte Erfolg, Bauern und Handwerker erkannten den ökonomischen Nutzen von Schrift und Bildung, wie er in Kalendern, Zeitungen und Vorträgen popularisiert wurde. Die Kinder sollten nun in die Schule gehen, dort für das Leben lernen. Das Verfassen von Briefen, das Verstehen von Verträgen, das Führen eines Wirtschaftsbuches galt nun als unabdingbar für das berufliche Weiterkommen. Neue Berufe setzten bestimmte Kenntnisse voraus. Zwar gab es dann und wann Spannungen zwischen den Generationen, zwischen mehr oder weniger ungebildeten Eltern und gebildeten Kindern. Doch war dies mehr Ausdruck des schnellen Wandels als ein Hemmfaktor. Langsam setzte sich in den Köpfen fest, dass die Schrift dem Wort überlegen sei, Buchstaben und Bücher wertvoller seien als Rede und Gedächtnis. Dieser Wandel führte zwangsläufig zu einer Abwertung der oralen Kultur. Wer Analphabet war, hatte sich darüber zu schämen.¹²

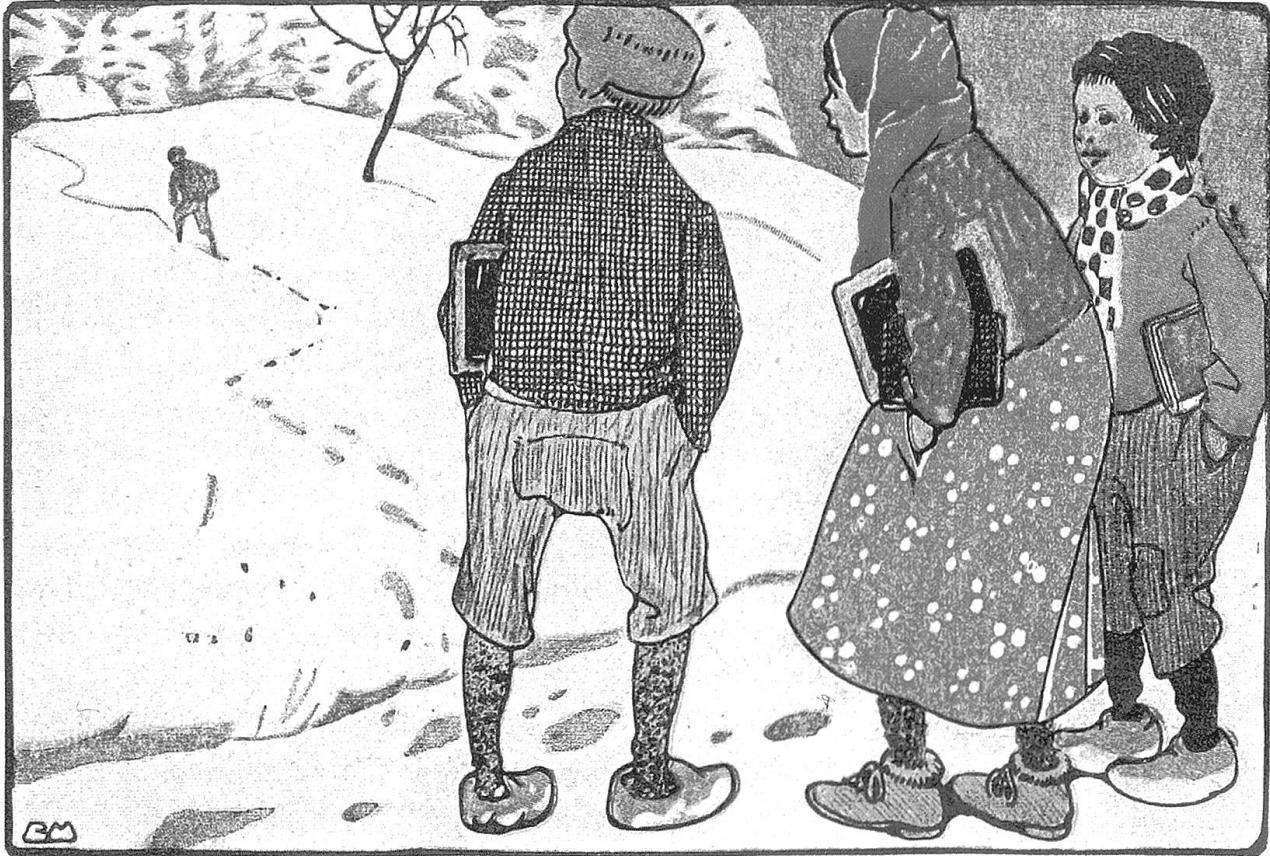
Um 1900, so Alfred Messerli in seinem Standardwerk, war die Durchsetzung der Literalität in der Schweiz abgeschlossen. So ergaben die Rekrutenprüfungen, dass um 1890 noch etwa ein Prozent der jungen Männer weder lesen noch schreiben konnten. St. Gallen gehörte zu den Kantonen, die am besten abschnitten. Demgegenüber stand Appenzell Innerrhoden 1870 mit einer Analphabetenquote von 18,2 Prozent zu Buche und galt folglich als Inbegriff von Rückständigkeit!¹³ In bergbäuerlichen Gebieten war mündlich tradiertes Wissen nach wie vor gefragt. Der Kuhhandel wurde per Handschlag abgeschlossen,

nicht per Vertrag. Und gewisse Berufe wie Knecht blieben schriftfern. Entsprechend dürfte in viehwirtschaftlichen Regionen des Toggenburgs die Analphabetenquote höher gewesen sein als im kantonalen Durchschnitt, wenn auch die institutionellen Strukturen eine ähnlich hohe Quote wie in Innerrhoden verhindert haben. Andererseits ist just das stark reformierte Obertoggenburg eine Gegend mit einer besonders langen und ausgeprägten Schriftkultur, so dass dort die obrigkeitlichen Bemühungen um eine Alphabetisierung sicherlich auf ein hohes Mass an Wohlwollen trafen.

Nun ist die Schulgeschichte des Toggenburgs, wie oben angedeutet, recht gut erforscht. Zu jeder Ortsgeschichte gehört, hier wie anderswo, ein einschlägiges Schulkapitel. Die Beiträge beschränken sich jedoch oft auf Normen und Schulbauten. Weniger bekannt ist, wie die Kinder den Schulalltag erlebten, wie sie Chancen beim Schopf packten, aber auch Strategien entwickelten, um sich der wachsenden Disziplinierung zu entziehen, denn: Jede Modernisierung bringt soziale Kosten mit sich, schnürt ein. Vier autobiographische Texte, verfasst von einer Frau und drei Männern, mögen dies veranschaulichen.

Georg Gerig: «Buob, mach de Hoselade zue, du S...»

Der spätere Färbermeister Georg Gerig wurde am 11. März 1804 in Ebnat geboren. In seiner Autobiographie «Lebens-Erfahrungen in Freud und Leid, in Schmerz und Ernst»¹⁴ präsentiert er sich als robuster Zeitgenosse, den Freuden des Lebens nicht abgeneigt, sich stets aufrappelnd, wenn Konkurs oder gar Haftstrafen das Leben erschüttern. Die Erinnerungen, die er gemäss Vowort auf vielfachen Wunsch hin auf «in kurzer schlichter Weise, ungeschminkt» aufschreibt, sollten der Leserschaft zur abendlichen Unterhaltung dienen. Die Passagen über die Schulzeit bestätigen den Eindruck, den wir von der «alten Schule» gewonnen haben. Schon der erste Schultag gerät zum schlimmen, ja traumatischen Erlebnis: «Noch ganz genau weiß ich mich zu erinnern, wie mir die Mutter eines Abends mit höchst wichtiger Miene ankündigte: ‹Chline, morn muescht zerscht mol i d'Schuel, mach di nu parad.› O, ganz heiss lief es mir bei dieser Botschaft über den Rücken, und ich zitterte wie ein Espenlaub. ‹Ach, daß doch der Föh de Schuelmeister über Nacht is Pfefferland träge wör!›, flüsterte ich hundert Mal während der unheilvollen Nacht, die mir mit jeder Stunde den Angstschweiß mehr und mehr auspreßte.» Die schlimmen Alpträume, die vielleicht von Schilderungen von Geschwistern



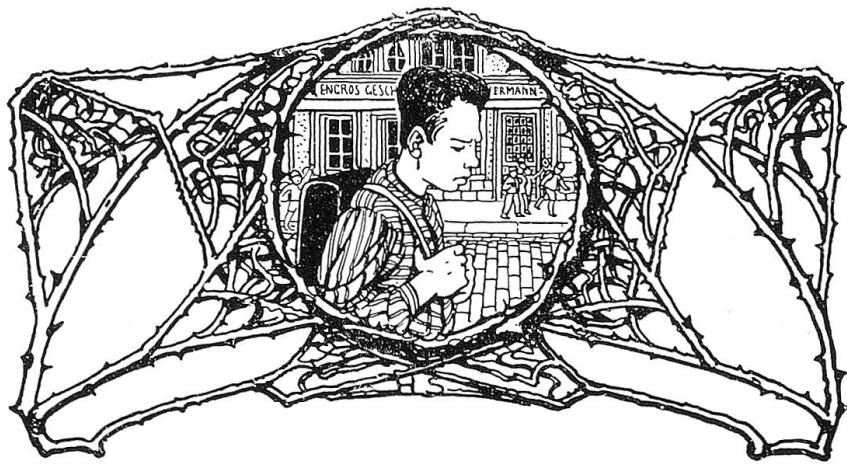
herrühren, bewahrheiten sich prompt. Nachdem er sich während des Schulweges beinahe dazu entschlossen hat, der Thur entlang bis Amerika zu wandern, steht er vor dem Schulhaus: «Mit nicht vergebens klopfendem Herzen stieg ich die Stiege des schwarzen, elenden Schulhauses im Dorf Kappel hinauf und zu meinem größten Entsetzen betrat ich ein noch elenderes Schulzimmer, deßen Fußboden Gelegenheit genug geboten hätte, jedes Glied zu zerbrechen.» Schon glaubt sich Gerig erfolgreich am Schulmeister vorbeigeschlichen zu haben, als dieser losdonnert: «Buob, mach de Hoselade zue, du S...» Des folgenden Donnerwetters kann sich der Knabe nicht erwehren. Er weint. Der Schulmeister erweist sich auch in der Folge als grausam: «Um den verhaßten Magister auch noch einigermaßen zu schildern, kann ich mich noch erinnern, daß er ein wohlbeleibter Mann mit fürchterlichen Augen war, aber in bezug auf Geist und Bildung eher einem Wilden, denn einem Erzieher glich, ja selbst manch ungebildetem Bauer nicht hätte zur Seite gestellt werden können.» Er ist vom Schlag, den die amerikanische Historikerin Mary Joe Maynes mit «Schultyrran» umschreibt. Französisch- und deutschsprachige populäre autobiographische Texte des 19. Jahrhunderts auswertend, kommt sie zum Schluss, dass zumal in Deutschland bis 1850 der Lehrer die Schüler systema-

tisch misshandelt hat, um der Klasse Herr zu werden. Nicht durch fachliche Kompetenz habe er überzeugt, vielmehr die Autorität mit Schlägen und Demütigungen erlangt. Dabei habe er durchaus zu nuancieren gewusst, wie er welches Kind am besten in die Knie zwingen könne.¹⁵

Gerigs Kindheit ist geprägt von harter Arbeit am Spinnrad. Entsprechend unregelmässig ist der Schulbesuch. «In die folgende Zeit », schreibt er um 1815, «fiel wieder ein kurzer Schulbesuch, der bis ins Spätjahr dauerte. Nach bestehenden Gesetzen war damals von Schulzwang bekanntlich keine Rede; es stand in der Willkür der Eltern, ihre Kinder zum Schulbesuch anzuhalten oder nicht. In Folge dieser mangelhaften Ordnung zählte ich auch unter jene Kinder, die am Spinn- oder Spulrad ihre Bildung empfangen sollten. Obschon ich die Schule im Ganzen nur zwei Jahre besucht hatte, wurde ich doch erst im siebzehnten Altersjahr derselben gänzlich entlassen.»

Wie Gerig selbst schreibt, «war meine Bildung selbst in dieser langen Zeit wahrlich nicht gestiegen.» Dafür spielt er dem Schulmeister zusammen mit Klassenkameraden so manch derben Streich. Als der Lehrer, ein anderer zwar, aber nicht minder grausam, einem Schüler, der seine Feder nicht selber schneiden kann, das Federmesser kurzerhand in den Rücken stösst, ist das Mass gerüttelt voll. Unter Anführung Gerigs fesseln die Schüler den Wüterich und lassen ihn eine geraume Zeit lang schmoren. Der Triumph ist freilich von kurzer Dauer, schon am nächsten Tag ändern sich die Kräfteverhältnisse. Die Stelle zeigt einerseits, wie verbreitet körperliche Gewalt im Klassenzimmer war, andererseits scheinen die Eltern dem Lehrer solcherlei Massregelungen bereitwillig zugebilligt zu haben. Auch sie prügeln bekanntlich oft und fest.

Hedwig Scherrer, Illustration aus: «Lauter Freunde». Erzählungen für kleine Leser, geschrieben von der St. Galler Dichterin Dora Schlatter, Konstanz, um 1905. Auch die folgenden Abbildungen sind von Hedwig Scherrer und entstammen demselben Buch.

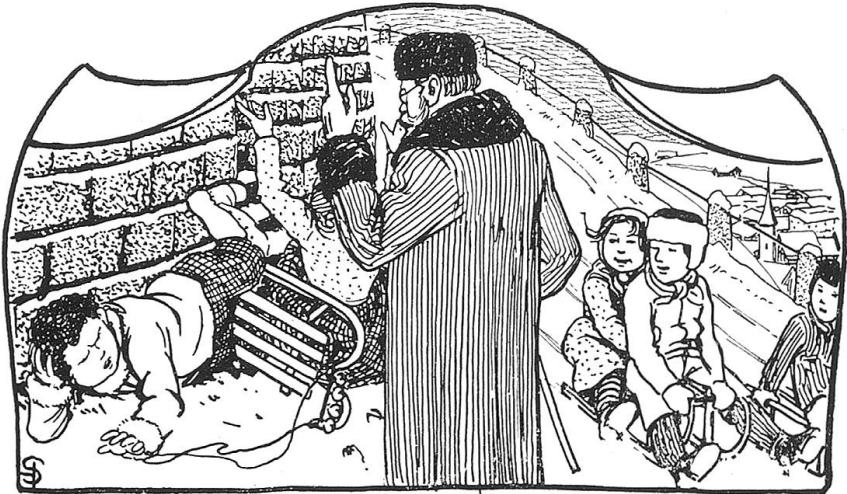


Wenn Färber Gerig später ein hervorragender Autor wurde, ist dies bestimmt nicht dem Schulbesuch zuzuschreiben. Er bildete sich erst später, auf Reisen. So begleitete er lange Zeit einen Zürcher Gelehrten. Hätte er diesen Exponenten der Schriftkultur nicht getroffen, wäre aus dem Erzähler Gerig nie der Autor Gerig geworden.

Eugen Roth: Indische Schmetterlinge

Eugen Roth wurde am 19. Februar 1894 in St. Peterzell geboren. Vater Heinrich wirkte dort auf dem «Ochsen» und gehörte zu den begüterten Dorfbewohnern, war zudem ein eingefleischter Liberaler. Nach der Einschulung im Schulhaus Stafel, Wald-Schönengrund, dislozierte die Familie 1902 nach Wattwil, wo der Vater die «Sonne» übernahm und eine ansehnliche Fuhrhalterei betrieb. Wattwil war damals «Boomtown», die Bevölkerung fortschrittlich eingestellt. In seiner Autobiographie «Vom Toggenburg in die weite Welt»¹⁶ erinnert sich Roth an die Primarschulzeit in Wattwil. Obwohl der Lehrer mit den Leistungen des aufgeweckten Wirtesohnes im Allgemeinen zufrieden ist, droht oft körperliche Pein: «Auf dem Pult des Lehrers lag immer ein kleiner Haselnuss-Stecken, mit dem er dem Schüler je nach dem Grad der Verfehlung eine, zwei, drei oder gar vier Tatzen auf die hinzustreckende Hand verbreichte.» Die Zeit des «Schultyranen» ist zum mindesten in der Unterstufe noch nicht abgelaufen, doch winken Vergnügungen, die für Georg Gerig undenkbar waren: Schulreisen! «So ging es dann nach einer fröhlichen Eisenbahnfahrt zu Fuss nach einem bekannten Ausflugsort, wo uns die traditionelle Bratwurst in die glücklichste Stimmung versetzte. Beliebteste Ziele waren das Wildkirchli und der Seealpsee, der Hohe Kasten, Weesen und Amden, Arbon am Bodensee oder die Insel Ufenau bei Rapperswil.» Ziele, die auch mir in bester Erinnerung sind. Ich denke an die Aufbruchsstimmung, losgelöst von den Eltern einen Tag lang die Welt zu erkunden. An den vom Vater liebevoll gepackten Rucksack, wo Tuttifrutti und ein grosser Pack Pommes Chips, Paprika, nicht fehlen durften. Wie bei Roth war das Grillieren der Bratwurst Höhepunkt des reichen Tages. Der tosende Rheinfall, der eine Mischung von Furcht und Faszination auslöst. Und dann abends das wohlige Gefühl, von den Eltern am Bahnhof abgeholt zu werden.

Nach bestandener Aufnahmeprüfung besucht Eugen Roth die Sekundarschule, die sich damals im dritten Stock des Gemeindehauses befand. Er ist mehr den Naturwissenschaften zugeneigt, die sein Lieblingslehrer Heinrich Tanner unterrichtet.



«Botanik interessierte mich umso mehr, als wir dazu angeregt wurden, die Pflanzen selbst zu suchen und dieselben zwecks fachgemässer Aufbewahrung zwischen graufarbigem Fliesspapier zu pressen.» Auch Schmetterlinge werden gefangen, gar Raupen gezüchtet. «Ich war nicht wenig stolz auf meine reichhaltige Kollektion, welche durch besonders wertvolle Exemplare aus Indien, die mir unser Nachbar und spätere Lehrmeister Birnstiel geschenkt hatte ...» Ob die indischen Schmetterlinge in Roth das Fernweh geweckt haben? Tatsächlich macht er sich nach der Bürolehre bei Birnstiel, Lanz & Co daran, die Welt zu entdecken. Nach einem durch den Ersten Weltkrieg unterbrochenen Aufenthalt in Paris, wo er bei der Firma Speidel & Co arbeitet und die Freuden der Grossstadt geniesst, besucht er die Webschule in Wattwil, «wo ich meine Kenntnisse in der Textilbranche noch erweitern konnte. Ich muss es meinen Eltern hoch anrechnen, dass sie mir dieses Studium ungeachtet ihres grossen Opfers ermöglicht haben.» Fortgebildeter Experte, wird Roth zum gesuchten Mann, der schliesslich in Saigon eine Zuckerröhrplantage übernimmt. Er unternimmt Weltreisen, beobachtet genau, fotografiert. Roth reüssiert, nützt wie viele Schweizer seiner Zeit die Chancen, die ihm eine gute Ausbildung ermöglicht haben.

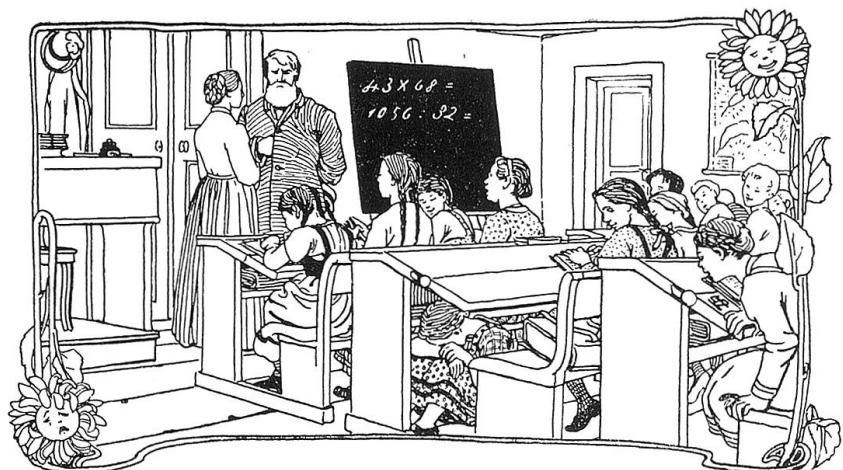
Noch ein Wort zu den indischen Schmetterlingen. Der englische Schriftsteller Bruce Chatwin schreibt, dass es ein Stück Haut war, sorgsam aufbewahrt in einem Schränkchen mit Glastüre, das seine Neugierde weckte. Es sei ein Stück Brontosaurus, meinte die Mutter, gefunden vom Kapitän zur See Charley Milward, dem Cousin der Grossmutter, am anderen Ende der Welt, im fernen Patagonien. Nun war der Fetzen Haut zwar nicht von paläontologischem Wert, doch Chatwins Faszination für die

Südspitze Südamerikas hielt an. 1977 verfasste er «In Patagonia», einen der schönsten Reiseromane, die je geschrieben wurden.

Jakob Boesch: Modell einer Schülerkarriere

Etwas älter als Eugen Roth ist Jakob Boesch, der am 25. September 1887 ob Ebnat im «Lei» geboren wird.¹⁷ Seine ersten Jahre verbringt er im «Fünffamilienhaus» im Weiler Oberhof. Die Eltern sticken im Nebenerwerb. Im Frühling 1894 wird Boesch eingeschult: «Die Erstklässler der Ebnater Dorfschule fanden keinen Raum in der grossen Schulherberge, sondern wurden im Metterschen Wirtshause an der Hauptstrasse einquartiert. Das kahle und leicht feuchte Schulzimmer lag zu ebener Erde, ausgerechnet unter der Wohnung meiner Grossmutter Barbara.» Eine Berner Lehrerin unterrichtet die Knirpse. Da Boesch «beim Lesen das R stets als ein L aussprach», wird er zum Gespött der Klasse. «Ich vergoss oft bittere Tränen und verzog mich in der Pause zumeist in das grossmütterliche Stockwerk, um dem ungestümen Ausgelachtwerden zu entrinnen. Die Schule wurde mir zur täglichen Qual, obschon ich mich sorgsam hütete, zuhause etwas verlauten zu lassen von meiner schlimmen Lage.» Zwar hilft ausgerechnet eine Halskrankheit dem R auf die Sprünge, doch die Foppereien halten an. Mal ist die rote Nase Ziel des Spottes («Branznase»), mal versagt Boesch beim Rezitieren vor versammelter Klasse die Stimme. Ausgiebig berichtet er auch von der zweiten Klasse, von einem begabten, menschlichen Lehrer, der 1896 vom Bündner Andreas Fausch abgelöst wird. Doch hält Boesch mit seinen Talenten zurück: «Die stark bevölkerte Klasse machte es mir nicht schwer, in der «Masse» unterzugehen und mich so recht und schlecht durchs Schulleben zu schlagen.» Andererseits ist er vom Wunsche beseelt, als etwas Besonders zu gelten, ein für Aussenseiter typisches Verhalten. So ist es sein Traum, in der Dorfmusik den Bass zu spielen, im ersten Glied zu marschieren. 1897, in der vierten Klasse, wird die Klasse vom «scharfen Schulmeister» Gregor Kuratli gevogt. So musste Boesch fünfzig mal das Wort «Galiläa» so aussprechen, dass das ä betont wird. Lichtblicke sind die Schulreisen, beispielsweise mit der Eisenbahn nach Wil. Die Aussenseiterposition verstärkt sich noch, als die Familie ins Oberschlatt, Gemeinde Nesslau, zügelt. Das bergbäuerliche Leben ist ihm fremd. Auch das Schulleben ändert sich: «Wir mussten sommerüber nur am Montag zur Schule; die übrigen Tage der Woche waren schulfrei. So wollte es die damals bestehende Halbjahrsschule.» Der «Neue» wird getestet und für zu leicht befund-

den. Die Buben äffen den andersartigen Dialekt des Fremden nach, der Spottname «Schlitzgiger» resultiert aus den neumödigen Hosen, die ohne Hosenladen auskamen. Heimweh überkommt den Knaben Boesch. Schliesslich sind es Spielsachen, «vorab eine hübsche Eisenbahn, ein Anker-Steinbaukasten, eine Beige Bilderbücher», die ihn zum Spielkameraden, zu einem von ihnen machen. Boesch wird zum Leser, verschlingt alles, was ihm in die Finger kommt. Dafür ist in der Bergschule Schlatt kein Fortkommen, Boesch ist unterfordert, und niemand weiss vorerst davon. Doch allmählich findet er die angestrebte Anerkennung und somit Sicherheit. Bald ist er Klassenprimus, trägt mustergültig vor, schafft spielend die Realschule, deren Zulassungsprüfung im Säali des Restaurants Schäfli stattfindet. Der Lehrplan sieht eine Ausbildung vor, wie sie kurze Zeit später Eugen Roth zuteil wird. Lehrer Johann Jakob Inhelder, aus einer Kappeler Lehrerdynastie stammend, ist leidenschaftlicher Botaniker und vermittelt seine Passion an Jakob Boesch. «Jeder Schüler hatte in jedem Schuljahr genau einhundert verschiedene Pflanzen zu pressen, auf sauberes, schneeweißes Papier aufzukleben, die Bogen hübsch zu beschriften unter Angabe des Namens, des Fundortes und des Zeitpunktes der ‹Einhaltung›, und zuguterletzt das Ganze in einen starken Umschlag aus farbigem Papier zusammenzuheften, wobei mir die Mutter mit ihrer Nähkunst unter die Arme greifen musste.» Als Pflanzenpresse muss vorerst die alte Bibel der Grossmutter herhalten. Der Lehrer kontrolliert die Herbarien aufs Pedantischste, weckt aber in Boesch die Sammelleidenschaft, die sich auf Fauna und Mineralien ausdehnt. Wie Roth züchtet Boesch Raupen, in einer Brissagoschachtel. «Hei – war das eine Freude, wenn eines Tages ein Schwalbenschwanz in jungfräulicher Unberührtheit am Deckel hing! Wie leuchten die wunderbaren Farben eines Tagpfauenauge, eines



kleinen Fuchses oder gar eines Totenkopfes. Und über dem äusseren Sammeleifer blieb etwas von dem geheimnisvollen Walten im Reiche der Natur in meinem Herzen haften; es schien mir, als geschähen Wunder über Wunder». Boesch durchstreift die abgelegensten Wälder und Wiesen, wird zum Heimatkundler.

Schliesslich will er Lehrer werden, besteht die Aufnahmeprüfung und geht nach Mariaberg. Doch hatte Boesch grosse Angst vor der Prüfung und der folgenden Probezeit von vier Wochen. «Ich drückte mich scheu in eine entlegene Ecke des mit vielen Zeichnungen tapezierten Raumes und verfolgte den Ablauf der Geschehnisse gleichsam aus dem Hinterhalt.» Wer evauiliert, schafft automatisch Versagensängste. In seiner Wahlheimat Berneck wird er ein allseits geschätzter Pädagoge, der schreibt und das Rheintal mit derselben Neugierde erforscht wie die Alpen ob Nesslau.

Die Jugenderinnerungen Jakob Boeschs sind in weiten Passagen Modell dafür, wie aus einem verschüchterten Aussenseiter ein respektierter Liebling aller wird. Als Lehrer will Boesch mit Sicherheit all jenen Mut machen, die sich selbst nicht wohl fühlen in einer Klasse und wissen, dass sie über Talent verfügen. Doch muss Boesch dauernd Strategien entwickeln, um sich in Szene zu setzen. Der Beste zu sein, erfordert eben viel Energie, die vielleicht anderswo fehlt.

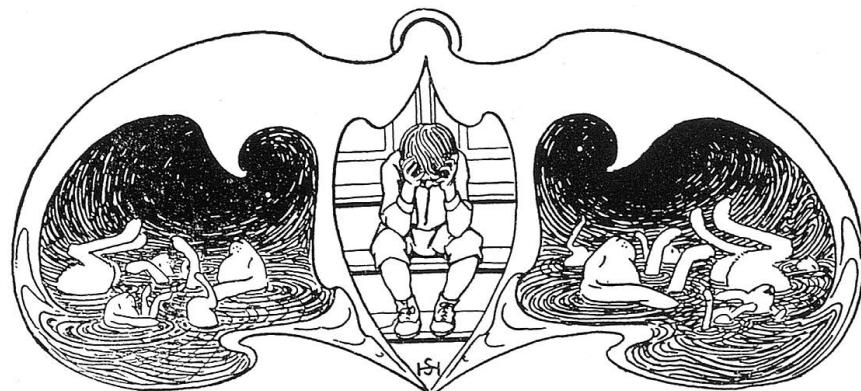
Frida Knöpfel: Fehlende Möglichkeiten

Wie schon Boeschs Jugenderinnerungen hat Armin Müller auch die Erinnerungen Frida Knöpfels herausgegeben.¹⁸ Diese ist etwas älter als Roth und Boesch, wird am 14. April 1864 in Lichtensteig geboren. Der Vater, ganz Appenzeller von der Waldstatt, hatte stets einen Witz auf der Zunge, während die Mutter ernster, strenger war. «Mi hät mer bi Ziten i d Töggelischuel geschteckt, dass i de ploogeten Eltere us de Füeße, und glich onder Dach und Fach sei. Ich were di alt, lieb Jompfer Roos, üseri geduldig Lehreri, nie vergesse. I s Bruggmas Huus, im Parterre, ischt üseri Schuelstobe gsi. Daß mer nöd alisamt churzsechtig oder halbe blind worde sind, ischt fascht e Wonder. I dem tonkle Cheller hät üs d'Jompfer Roos Gschechtli verzellt, frommi Spröch glehrt und allerlei chliini Handärbetli zeiget.» Die Monotonie verleidet der aufgeweckten Frida Knöpfel gehörig, sie begehrt auf, gibt sich demonstrativ keine Mühe mehr. So gutmütig die Lehrerin ansonsten gewesen sein mag, Widerstand kann sie keinen dulden. Sie begleitet die Fehlbare nach Hause,

zeigt der Mutter den Pfusch und bezeichnet die Kleine als «Setzchopf». «Öppen e Stond bin i truuriig of de Törschwell gsesse und ha still vor mi he gseit, was i de Jompfer Roos woll säge: ‹Es tuet mer leid, well s nöme tue.›» Sie schreibt, der Gang nach Canossa sei ihr schwer gefallen, erst Mutters Drohung mit der Zuchtrute habe Wirkung gezeigt. Die «Töggelischule» ist eigentlich der Ort für Kinder, die in der Normalschule nicht mitkommen. Was Wunder, wenn sich Frida Knöpfel untermordert fühlt.

1870/71, während der Internierung der französischen Bourbaki-Armee, wird Frida eingeschult. Von den Internierten lernt sie «Frère Jacques» und andere Lieder, während die Arbeitsschule wenig Erfreuliches bringt. Die Atmosphäre ist garstig, die Lehrerin gemein. Frida arbeitet nebenher, trägt Brot aus der elterlichen Backstube aus. Die paar Brocken Französisch kann sie gut gebrauchen im Welschlandjahr. Schliesslich heiratet sie 1885 den Lichtensteiger Lehrer Jakob Edelmann. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt Sohn Albert, dem späteren Gelehrten und Stifter. So studiert sie eine Modezeitung, als Albert seine erste Hose braucht: «I ha d Modeziitig gstudiert und Züg usglese, wie wenn i müeßt för än Chronprinz büeze.» Es scheint fast, als ob der Sohn das nachholen kann, was der Mutter verwehrt blieb, nämlich höhere Schulweihen. Gerne hätte ich mehr geschrieben über Frida Knöpfels Schulerfahrungen, alleine, es gibt nicht mehr zu erzählen. Wer die Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts studiert, muss stets bedenken, dass es für Frauen aus bescheidenem Haus keine Möglichkeiten gab zu studieren. Selbst reiche Frauen konnten erst um 1900 an die Universität gehen. Die liberale Bildungseuphorie schloss jedenfalls Frauen aus.

Frida Knöpfel, Jakob Boesch, Eugen Roth und Georg Gerig waren mit Sicherheit Ausnahmebegabungen. Während Gerig und Knöpfel noch klassische Autodidakten waren, nützten Roth



und Boesch das verbesserte schulische Angebot ab 1870. Sie lassen sich inspirieren, fanden die Musse, sich neben der Schule vertieft mit Flora und Fauna zu beschäftigen. Ihre Lehrer schafften es, die kindliche Phantasie anzuregen und zu lenken, das Ziel eines jeden Pädagogen. «Die Primarschule gönnte uns Kindern damals noch viel Zeit, da wir von Hausaufgaben ziemlich verschont blieben», schreibt Eugen Roth. Doch bereits die Sekundarschule brachte Leistungsdruck, Prüfungen, Ängste. Nun hatten die allermeisten Kinder viel zu tun in Hof und Stall. Dennoch blieb Freizeit, die es ihnen erlaubte, die Welt auf ihre Weise zu entdecken. Dies gilt es zu bedenken, wenn immer neue Schulreformen, Frühsprachen, Internet, Sport die Zeit von Kindheit und Jugend verkürzen. Nicht alles ist plan- und messbar, so lernen wir von den Erinnerungen Boeschs und Roths. Kinder haben es ohnehin schwer. Lassen wir ihnen ihre Ruhe!

Quellen

- 1 Vgl. KIRCHGRABER, JOST: Das bäuerliche Toggenburger Haus und seine Kultur im oberen Thur- und Neckertal in der Zeit zwischen 1648 und 1798. St. Gallen 1990, besonders S. 47–52 und Abbildungen S. 124–129.
- 2 Erfahrungen eines redlichen Schweizers. In: Bauren Zeitung 1816 1(1/2). Zitiert nach MESSERLI, ALFRED: Lesen und Schreiben 1700–1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Tübingen 2002, S. 526.
- 3 Aufzeichnungen von Josef Felix Maria Würth (1802–1896), Advokat in Lichtensteig. In: Toggenburger Blätter für Heimatkunde 21 (1958), S. 13–18. Die Quelle bei Messerli, Lesen und Schreiben 1700–1900, S. 296.
- 4 Vgl. WICKLI, BRUNO: «Vom Volk soll man lernen, was Freiheit und Demokratie ist, und nicht von deutschen Universitäten». Die direktdemokratischen Volksbewegungen im Kanton St. Gallen, 1814 und 1830/31. Dissertation Universität Zürich 2002 (Typoskript).
- 5 WEBER, JOHANN HEINRICH: Der vormalige und jetzige Zustand unseres Toggenburgs. In: Vaterländisches Volksblatt 1825, S. 186–190, hier S. 188. Zitiert nach Messerli, Lesen und Schreiben 1700–1900, S. 365.
- 6 Vorher wurde erst lesen, dann schreiben gelehrt. Vgl. ebd., S. 634.
- 7 Vgl. SPECKER, LOUIS: Ein schwerwiegender Interessenkonflikt: Industrie und Schulpflicht. In: Neujahrsblatt, herausgegeben vom Historischen Verein St. Gallen 141 (2002), S. 21–32.
- 8 Vgl. HOLLENSTEIN, JOSEF: Aus der Geschichte von Bütschwil. Bazenheid 1979, S. 252–255.
- 9 Vgl. MEIER, ROLF: Geschichte der Degersheimer Schulen. In: Degersheim. Von der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Flawil 1996, S. 153–165.
- 10 Vgl. THOMMEN, ROLAND: Geschichte der Berufsschulen. Neujahrsblatt, herausgegeben vom Historischen Verein St. Gallen 141 (2002), S. 49–58, hier S. 50.
- 11 Vgl. WAGNER, JAKOB: Die Gemeinde Nesslau gestern und heute. Nesslau 1991, S. 49–57.
- 12 Vgl. zusammenfassend Messerli, Lesen und Schreiben 1700–1900, S. 634–636.
- 13 Vgl. ebd., S. 337–341.
- 14 GERIG, GEORG: Lebens-Erfahrungen in Freud und Leid, in Schmerz und Ernst, des Färbers Georg Gerig, von und zu Ebnat. Herisau 1863.
- 15 MAYNES, MARY JO: Taking the Hard Road. Life Course in French and German Worker's Autobiographies in the Era of Industrialization. Chapel Hill 1995, S. 86–91. Demgegenüber waren französische Instituteurs humaner eingestellt, eine Folge der anderen politischen Kultur sowie, daraus resultierend, einer anderen, kinderfreundlicheren Pädagogik.
- 16 ROTH, EUGEN: Vom Toggenburg in die weite Welt. Lebenserinnerungen. o. O und o. J. (um 1975)
- 17 Vgl. BOESCH, JAKOB: Jugenderinnerungen aus dem Toggenburg 1887–1904. In: Toggenburger Blätter für Heimatkunde 30 (1973), S. 5–96.
- 18 Vgl. EDELMANN-KNÖPFEL, FRIDA: Us em Lebe vo de Frida Edelmann-Knöpfel (1864–1921). In: Toggenburger Blätter für Heimatkunde 29 (1979), S. 21–28.